

Heidi Rühlmann

Endungen

Roman



Heidi Rühlmann

Endungen



© 2022 Heidi Rühlmann

Buchsatz von tredition, erstellt mit dem tredition Designer

Verlagslabel: Textmanufaktur Schreibschatzen Berlin

ISBN Softcover: 978-3-347-54139-9

ISBN E-Book: 978-3-347-54140-5

ISBN Großschrift: 978-3-347-54142-9

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Halenreie 40-44, 22359 Hamburg, Deutschland.

Kapitel 1

Lydia

September

Lydia hatte die Schultern bis zu den Ohren hochgezogen und die Hände tief in die Taschen ihres abgetragenen Mantels gesteckt. Der stürmische Herbstwind fuhr ihr in die Knochen und dann begann es auch noch in Strömen zu regnen. Natürlich hatte sie nicht daran gedacht, einen Schirm mitzunehmen. Vermutlich hätte der sowieso nichts gebracht. Die erste Böe hätte ihn umgeklappt, die Streben zerknickt und anschließend hätte sie ihn wegwerfen können. Seufzend zog sie sich die fadenscheinige, graue Wollmütze tiefer in die Stirn. Seit einer Stunde stand sie sich hier die Beine in den Bauch. Wenn es nicht endlich weiterging, würde sie sich eine Erkältung holen. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnte. Aber die Leute rückten nur im Schneekentempo voran.

Gestern hatte sie sich bei der „Tafel“ angemeldet. Wegen des großen Andrangs war auch im Büro der Kirchengemeinde Geduld gefragt gewesen. Eine Eigenschaft, die sie nur noch begrenzt besaß seit sie wusste, wie wenig Zeit ihr noch blieb. Aber sie hatte sich zusammengerissen und auf der von zahllosen

nervösen Hintern glatt polierten Holzbank ausgeharrt, bis sie an der Reihe war. Einer korpulenten Frau mit silbergrauem Haar, das zu einem strengen Bob geföhnt war, hatte sie ihren Personalausweis sowie den Grundsicherungsnachweis vorlegen müssen und 1,50 Euro bezahlt. So viel hatte sie gerade noch zusammenkratzen können. Es war Monatsende und wäre sie nicht so pleite gewesen, wäre sie gar nicht erst hierhergekommen. Schließlich hatte sie ein blaues Ansteckkärtchen mit der Nummer 20 erhalten, welches sie als legitime Empfängerin gespendeter Lebensmittel auswies.

Wie sich dann herausstellte, kamen im laufenden Quartal Berechtigte mit blauen Nummernschildern zuletzt an die Reihe. Und am Ende dieser Reihe stand sie nun mit dem verschlissenen Einkaufstrolley, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, und zitterte vor Kälte.

Pünktlich um 14:00 Uhr hatte sie sich vor der Ausgabestätte eingefunden, wo bereits eine große Zahl von Bedürftigen mit grünen und gelben Kärtchen Aufstellung genommen hatte. Vor ihr warteten weitere 19 mit blauen Kärtchen und hinter ihr noch drei. Die kalte Luft löste einen Hustenanfall nach dem anderen aus.

Lydia hielt sich ein Taschentuch vor den Mund und kämpfte um jeden Atemzug. Obwohl sie sich vor

Schmerzen krümmte und fürchtete, jeden Moment umzukippen, nahm niemand Notiz von ihr.

Die Leute hier haben mit sich selbst zu tun, dachte sie. Im Grunde war es ihr recht, dass sich niemand um sich scherte.

Als der Husten endlich nachließ, beugte sie sich aus der Warteschlange und taxierte die Menschen die vor ihr ausharrten: Frauen mit dunklen, bodenlangen Gewändern und Kopftüchern, umringt von Scharen quengelnder Kinder, abgerissene Kerle in vor Dreck starrender Kleidung, deren schlechter Geruch bis zu ihr herüber wehte, alte Weiblein mit abgenutzten Taschen, junge Männer mit bleichen Gesichtern und zerfetzten Hosen und bärtige Patriarchen, die mit strengen Blicken ihre weiblichen Familienmitglieder überwachten und ihnen das Tragen prall gefüllter Beutel überließen, ob sie schwanger waren oder nicht. Und dazwischen Lydia, die nie, nie, nie in diese Situation hatte kommen wollen.

Sie fror erbärmlich. Kein Wunder, bestand sie doch fast nur noch aus Haut und Knochen. Außerdem war ihr schlecht. Vielleicht hätte sie etwas essen sollen bevor sie losgegangen war. Aber wie an jedem Morgen hatte sie keinen Appetit gehabt und das Essen auf später verschoben. Wie hätte sie auch ahnen können, dass man hier so lange anstehen musste?

Ihre Füße schmerzten und sie lechzte nach einer Zigarette. Doch Rauchen war auf dem Kirchengelände verboten. Stöhnend fügte sie sich wieder in die Reihe, die ab und zu ein paar Trippelschrittchen vorrückte.

Als sie endlich eingelassen wurde, waren die Körbe und Kisten fast leer. Lydia griff nach einer Aubergine und wurde von einer Mitarbeiterin streng zurechtgewiesen.

„Selbstbedienung ist bei uns verboten!“

„Okay, Okay!“

Lydia hob beschwichtigend die Hände, legte die fleckige Aubergine zurück und blickte ungläubig auf die Gaben, die ihr über den Tisch gereicht wurden: Zwei runzelige Äpfel, zwei Clementinen, eine Orange, eine runzelige Limone, zwei überreife Bananen, eine Plastikschale mit matschigen Brombeeren, zwei Köpfe Eisbergsalat, ein Päckchen geschnittenes Roggenbrot, eine angefaulte Fenchelknolle, ein welkes Bund Schnittlauch. Das war alles.

Sie brachte es nicht fertig, sich zu bedanken, warf alles in ihren Trolley und verließ wortlos das Gemeindezentrum. Auf dem Heimweg begann eins der beiden Rädchen zu eiern und zu quietschen, wahrscheinlich würde es demnächst abfallen, aber sie achtete nicht darauf. Sie wollte nur so schnell wie möglich nach Hause und eine Zigarette rauchen.

Keuchend schleppte sie sich und den Trolley die vier Etagen zu ihrer Wohnung hinauf, wobei sie auf jedem Treppenabsatz pausieren und nach Luft schnappen musste. Wäre die Tasche voll gewesen, hätte sie in der Wohnung klingeln und Ulli über die Sprechanlage herunterbitten müssen. Da er das Treppensteigen wie jede körperliche Anstrengung mied, hätte er den Fahrstuhl nehmen können. Lydia war mindestens 30 Jahren in keinen Aufzug mehr gestiegen. Seit ihrer Haft litt sie unter Klaustrophobie.

Außerdem blieb dieser klappige Kasten alle naselang stecken. Zur Not hätte sie den Trolley in den Fahrstuhl stellen und nach oben schicken können, aber sie traute den anderen Mietern nicht über den Weg. Sie klauten alles was nicht niet- und nagelfest war, warfen stinkende Pampers in die Biomülltonne und pinkelten in den Hauseingang. Zwei Mal hatten sie schon versucht, in ihre Wohnung einzubrechen. Die Kratzer am Schloss konnte man immer noch sehen. Sie würde es auch so schaffen. Sie hatte es immer geschafft.

Endlich war sie oben angekommen. Im engen Flur der Mansardenwohnung hängte sie die nasse Jacke auf einen Kleiderbügel, trat die durchweichten Schuhe von den Füßen und schlüpfte in ihre Pantoffeln. Dann schlurfte sie ins Bad, seifte ihre Hände mit Kernseife ein, schrubpte sie mit einer kleinen Bürste bis sich die Haut rot färbte, und spülte

den Schmutz und die Qual der letzten Stunden mit bis zur Schmerzgrenze heißem Wasser ab.

Auf dem Weg zur Küche rief sie in Richtung einer geschlossenen Tür: „Ich bin wieder da“, bemüht, ihrer heiseren Stimme einen fröhlichen Klang zu verleihen. Dann lauschte sie eine Weile, aber in dem Zimmer blieb es still. Vermutlich hatte Ulli seine Kopfhörer auf den Ohren und hörte irgendetwas Lautes. Oder er schlief noch.

Sie bugsierte den Trolley in die warme Küche, ließ sich auf einen Stuhl fallen und zündete sich sofort eine Zigarette an.

Das Nikotin wanderte über die verästelten Atemwege in ihr Nervensystem und breitete sich rasch im ganzen Körper aus. Lydia lehnte sich zurück, schloss die Augen, streckte die Beine aus und entspannte sich. Während sie Rauch inhalierte und wieder ausblies, überlegte sie, was sie mit den gespendeten Lebensmitteln anfangen sollte. Am liebsten hätte sie das Zeug weggeworfen, zwang sich dann aber, wenigstens einen Blick darauf zu werfen.

Der Schnittlauch hatte den Heimweg nicht überlebt und landete im Mülleimer. Mit spitzen Fingern sortierte sie die Brombeeren und warf die angeschimmelten ebenfalls weg. Die restlichen würden, mit der gleichen Menge Zucker gekocht, ein halbes Glas Marmelade ergeben, die beiden Äpfel, zusammen mit dem letzten aus ihrem Obstkorb, ein Schälchen

Apfelmus. Beides passte gut zu Pfannkuchen, die Ulli über alles liebte. Jedenfalls hatte er sie als Kind geliebt. Zucker, Mehl, eine halbe Tüte H-Milch und ein Ei hatte sie noch im Schrank.

Sie nahm einen letzten Zug, quetschte den Stummel in den Aschenbecher und unterdrückte einen Hustenanfall. Dann machte sie sich an die Arbeit.

Von der Fenchelknolle und den Eisbergsalaten schnitt sie die matschigen, braunen Stellen ab und legte das Übriggebliebene zur späteren Verwendung in den Kühlschrank. Die Zitrusfrüchte und die beiden Äpfel leisteten dem Apfel im Obstkorb Gesellschaft. Die Bananen würde sie später in Scheiben schneiden und auf den Pfannkuchen verteilen. Was sollte sie mit dem Schnittbrot machen? Die Mindesthaltbarkeit war längst abgelaufen, außerdem mochte sie kein Schnittbrot. Warum hatte sie es überhaupt angenommen? Sie riss die Packung auf und begutachtete jede einzelne Scheibe, ohne jedoch Schimmelsspuren zu entdecken. Vielleicht konnte man es doch noch essen.

Nachdem sie sich eine weitere Zigarette angesteckt hatte, überschlug sie den Wert der Spenden und kam zu dem Ergebnis, dass sie bei dem Discounter, von dem sie stammten, frisch und in einwandfreiem Zustand, zusammen nicht mehr als fünf Euro gekostet hätten. Zog sie die Tafel-Gebühr von 1,50 Euro davon ab, hatte sie zwar 3,50 Euro gespart,

insgesamt aber vier oder fünf Stunden kostbarer Lebenszeit verschwendet.

Wie war sie nur auf die Idee mit der Tafel gekommen? Sie musste eine andere Möglichkeit finden, um für Ulli wenigstens ab und zu etwas Gesundes kochen zu können. Der Junge musste unbedingt abnehmen.

Ich kann nicht drei Monate warten, bis die Besitzer blauer Kärtchen zuerst an die vollen Körbe gelassen werden. Ich bin schließlich keine wandelnde Bio-Mülltonne für Billig-Discounter und schon gar kein Blitzableiter für Damen mit Föhnfrisuren, die wahrscheinlich aus Langeweile ehrenamtlich bei der Tafel arbeiten, murkte sie vor sich hin und schüttelte unwillig den Kopf. Morgen würde sie wieder auf den Wochenmarkt gehen, wo die Gemüsehändler nach Verkaufsschluss ihre Reste für wenig Geld abgaben, manchmal sogar verschenkten.

Bevor sie mit den Pfannkuchen anfing, musste sie unbedingt eine Weile ausruhen. Sie leerte den Aschenbecher, lüftete kurz durch und ging leise ins Wohnzimmer. Bei Ulli war noch alles still.

Aufatmend sank sie auf die Couch, zog die flauschige Fleecedecke über sich und stopfte drei dicke Kissen hinter den Rücken. Flach auf dem Rücken liegen konnte sie wegen der Atemnot schon lange nicht mehr. Die Tafel-Aktion hatte viel Kraft gekostet. Und wozu das Ganze? Für nichts und

wieder nichts. Sie nahm sich vor, die blaue Nummer 20 zurückzugeben. Vielleicht hatte jemand anderes mehr Glück damit. Langsam sank ihr Kopf zur Seite und der Körper erschlaffte. Sie war so unendlich müde.

Kapitel 2

Lydia

September

„Mama!“

Nachdem Ulli seine Mutter überall gesucht hatte, fand er sie schließlich auf dem Sofa. Unter der dicken Decke war ihre schmächtige Gestalt kaum zu erkennen.

„Mamaaa!!“

Lydia rührte sich nicht.

Ulli bekam es mit der Angst zu tun.

„Mamaaa!!!“

Endlich schlug sie die Augen auf und betrachtete versonnen die Gestalt, die den ganzen Türrahmen ausfüllte. Sie musste sehr tief geschlafen haben. Die Bilder eines Traums gingen ihr noch im Kopf herum. Es waren farbige Bilder, wie man sie nur selten träumt. Irgendwie hatten sie mit früher zu tun. Und mit Gloria. Lydia versuchte den Traum festzuhalten, aber er löste sich rasch auf und hinterließ ein befremdliches Gefühl in ihrem Bauch.

„Ich hab' Hunger“, jammerte der Mensch an der Tür und Lydia wurde mit einem Ruck in die

Gegenwart katapultiert.

„Ulli“, wollte sie sagen, konnte jedoch wegen eines Hustenanfalls gerade noch das „U“ herausbringen.

Als sie wieder Luft bekam, zupfte sie ein Papiertaschentuch aus der Packung und spuckte hinein. Früher hätte sie ihren Auswurf genau untersucht, jetzt knüllte sie das Tuch zusammen und ließ es unauffällig zwischen den Kissen verschwinden. Sie wusste, wie es darin aussah und wollte ihren Sohn nicht weiter beunruhigen.

„Ich muss was essen!“ drängelte Ulli, der keine Anstalten machte, näher zu kommen.

„Ich kümmere mich darum, mein Schatz. Gib mir nur ein paar Minuten“, keuchte sie, zwischen jedem Wort nach Luft schnappend.

„Okay“, brummte er und verschwand aus ihrem Blickfeld. Kurz darauf hörte sie die Toilettenspülung und seine Zimmertür, die krachend ins Schloss fiel.

Nur ein paar Minuten, redete sie sich zu, dann steh' ich auf und backe Pfannkuchen. Er muss sich mit dem zufrieden geben, was da ist. In zwei Tage gibt es wieder Geld. So lange halten wir noch durch.

Lydias winzige Rente und Ullis Sozialbezüge reichten kaum für den Lebensunterhalt. Der größte Teil ging für sein Essen drauf. Sie selbst bekam fast nichts mehr hinunter und war nur noch ein Strich in der Landschaft. Sie musste sich zwingen, wenigstens

eine Kleinigkeit zu essen. Einen Bissen weiches Brot mit Margarine bestrichen, ein paar Löffel Suppe, ein winziges Stück Schokolade oder ein Schälchen Haferbrei. Mehr ging nicht.

Ulli konnte Unmengen verschlingen. Döner, Pommes, Pizza, XXL-Burger, Chickenwings, Megatüten Chips und Berge von Süßigkeiten. Dazu trank er literweise Cola. Wenigstens raucht er nicht. Im Gegensatz zu mir, dachte Lydia nachsichtig.

Ihr Brustkorb schmerzte. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihr endlich, sich aufzurichten und nach den Tabletten zu greifen. Sie steckte zwei in ihren ausgetrockneten Mund und spülte sie mit abgestandenem Leitungswasser aus einem halbleeren Glas hinunter. Sofort wurde ihr übel und sie musste sich wieder zurücklehnen.

Sie musste sich dringend um Tabletten kümmern. In absehbarer Zeit würde sie auch Sauerstoff brauchen. Den beunruhigenden Gedanken an ihren Onkologen wischte sie energisch beiseite.

Da sie Ulli kaum dazu bringen konnte, rauszugehen und ihr die Medikamente zu besorgen, würde sie ihren Hausarzt anrufen und um die Zusendung eines Rezeptes bitten. Wozu hatten Apotheken einen Lieferdienst? Wenn die Sprechstundenhilfe ihr einen Termin aufdrängen wollte, müsste sie eben eine Ausrede erfinden. Ihr würde schon etwas einfallen.

Bei der letzten Nachuntersuchung vor einem halben Jahr hatte der Arzt versucht, sie von einem neuen MRT zu überzeugen. Sie hatte abgewunken, weil sie wusste, worauf es hinauslaufen würde. Auf das MRT würde die Bronchoskopie folgen, danach, je nachdem wie weit sich der Krebs schon in den verbliebenen Lungenflügel gefressen hatte, Operationen, Chemotherapien und Bestrahlungen.

Noch einmal würde sie diese Tortur nicht durchstehen. Es war zu spät. Sie wusste, wie es um sie stand. Der Tod war in ihrer Nähe und wartete geduldig auf den Moment, an dem sie bereit war. An Tagen, an denen sie es vor Schwäche kaum aus dem Bett auf die Toilette schaffte, spürte sie, wie er sich näherte. Wie gern hätte sie sich ihm dann anvertraut, um mit ihm in den weiten, zeitlosen Raum zu schweben, wo nichts mehr wehtat und nichts mehr erledigt werden musste. Sie war 75 und hatte mit ihrem Leben abgeschlossen. Manchmal fragte sie sich, wie sie überhaupt so alt hatte werden können.

Aber noch war es nicht so weit. Der Sensenmann musste warten und sie noch eine Weile kämpfen. Nicht für sich, sondern für Ulli, den einzigen Menschen den sie wirklich liebte. Und für diese überwältigende Erfahrung war sie ihm etwas schuldig.

Sie war schon 43 gewesen, als sie noch einmal schwanger geworden war und beschlossen hatte,

dieses Mal nicht abzutreiben. Was hatte sie ihrem Sohn nicht alles zugemutet. Entzüge, Rückfälle, Klinikaufenthalte, neue Rückfälle, Gefängnis und Wohnungslosigkeit. Monatelang hatte er in Heimen leben müssen, weil seine Mutter zu kaputt war, um für ihn zu sorgen. Wer sein Vater war, wusste Lydia nicht genau. Irgendein Freier vom Drogenstrich, vermutete Ulli, dem es inzwischen egal war. Zumindest tat er so.

Aber dann hatte Lydia doch noch die Kurve gekriegt und ihren Sohn wieder zu sich nehmen dürfen. Das war vor 20 Jahren gewesen. Der Tod ihrer Mutter hatte den Ausschlag gegeben. Sie hatte deren Wohnung übernehmen und Ulli zum ersten Mal ein richtiges Zuhause bieten können. Damals war er 13 gewesen und hatte schon über 90 Kilogramm auf die Waage gebracht.

Seit er bei ihr lebte, war sie clean und hatte keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt. Nur das Rauchen konnte sie nicht lassen, obwohl sie nur noch einen Lungenlappen besaß und dieser auch nicht mehr richtig funktionierte.

Die Tabletten begannen zu wirken. Mit den Schmerzen ließ auch die Übelkeit nach. Sie stemmte sich hoch und kam auf die Beine. Auf dem Weg in die Küche hörte sie Ulli in seinem Zimmer rumoren. Sicher suchte er nach etwas Essbarem zwischen den leeren Verpackungen, die überall herumliegen, vermutete sie. Sie durfte sein Zimmer nur noch selten

betreten, konnte sich aber vorstellen, wie es darin aussah.

Kapitel 3

Gloria

September

Gloria richtete sich auf und blickte zufrieden über ihre Rosenbeete. Sie hatte nichts übersehen. Alle verwelkten Blüten waren abgeschnitten. Wenn sie das konsequent tat, blühten manche Sorten bis weit in den Herbst, wie sie an den vielen Farbtupfern in den Rabatten erkennen konnte. Die rosafarbene „Constanze Mozart“, deren Duft an Champagner erinnerte, „Ghislane“, die Kletterrose, die mit ihren apricotfarbenen Blüten den Durchgang zum Gemüsegarten zierte, und die karminrote „Rötilie“ hatten sich entschlossen, eine letzte Blühperiode einzulegen und noch einmal Knospen gebildet. Gloria hoffte, dass sie es bis zum ersten Frost schafften. Oder wenigstens bis zu ihrem Geburtstag im Oktober. Am unermüdlichsten war „Schneewittchen“, eine reinweiße, fein duftende Sorte, die sogar im Dezember noch Blüten hervorbrachte und Gloria besonders am Herzen lag. Immer wieder hatte sie sich gefragt, wie ein so zartes Gewächs so robust sein konnte. Die meisten Rosen hatten sich jedoch schon auf rauere Tage eingestellt und Hagebutten gebildet.